

Nachwort

Vor fünfzig Jahren, am 9. August 1954, verstarb mein Vater relativ jung im Alter von 62 Jahren an einem Herzinfarkt. Sein Leben war tief geprägt von den großen Krisen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die ersten 22 Jahre verbrachte er in seinem kleinen Heimatstädtchen Sereth, das an der Grenze der k.u.k. Monarchie zu Rumänien lag. Die überwiegend jüdische Bevölkerung von Sereth widerspiegelte die heterogene soziale und kulturelle Zusammensetzung des Judentums im Habsburgerreich. Unterschiede bestanden nicht nur zwischen arm und reich, sondern auch zwischen streng orthodoxen, religiösen Juden, die vorwiegend Jiddisch sprachen, und solchen, die sich der deutschsprachigen österreichischen Kultur angepaßt hatten und stolz darauf waren, daß das Deutsch der Bukowina als das beste der Monarchie galt. Mein Großvater war Chassid. Ich habe ihn nie gekannt, aber Bilder von ihm gesehen. Er trug einen langen, weißen, wallenden Bart, besaß ein kleines Holzgeschäft und wurde in der jüdischen Gemeinde als ein «Weiser» angesehen. Obwohl er nicht Rabbiner war, kam man zu ihm, um Zwigigkeiten familiärer und geschäftlicher Natur zu schlichten und Erläuterungen des Talmuds zu erbitten. Er hatte zwei Söhne und fünf Tochter, und mein Vater, der ältere Sohn, war von seinem Vater ausersehen, Rabbiner zu werden. Mit drei Jahren wurde er in die jüdische religiöse Schule, den Cheder, geschickt, wo er Hebräisch in Wort und Schrift lernte. Er erzählte mir immer wieder, wie leicht ihm das Lernen in der österreichischen Volksschule, in die er mit sechs Jahren kam, fiel, nachdem er bereits drei Jahre in anderer Sprache und anderer Schrift Lesen und Schreiben gelernt hatte.

Der Traum meines Großvaters, daß sein Sohn Leo die Rabbinerlaufbahn ergreifen würde, fand 1907 ein jähes Ende. Als 15jähriger erlebte Leo den großen Bauernaufstand im benachbarten Rumänien. Einen der Führer des Aufstandes kannte er als Kunden aus dem Geschäft seines

Vaters. Als der Aufstand ausbrach, überquerte mein Vater illegal die Grenze – sowohl die österreichischen wie die rumänischen Behörden hatten sie gesperrt – und wurde dort Zeuge des Aufstands, zunächst seines Aufschwungs und dann der blutigen Niederschlagung. Mein Vater muß sich schon vorher in irgendeiner Form mit dem Sozialismus beschäftigt haben, doch diese Erfahrung machte ihn zum Sozialisten. Es kam bei ihm zu einem Bruch mit der Religion, allerdings nicht, wie bei vielen anderen, die eine ähnliche geistige Entwicklung durchliefen, zu einem Bruch mit dem eigenen Vater und dem Judentum. Was ihm vom Cheder blieb, war die Liebe zur Bibel und eine tiefe Beziehung zum Judentum, die bis zu seinem Lebensende andauern sollte. Er besaß eine hebräische Bibel, und ich sehe ihn vor mir, wie er fast jeden Abend in ihr las. Vor allem faszinierten ihn die Propheten, die er als Vorläufer des Sozialismus betrachtete. Meine Mutter erzählte mir, daß mein Vater mir aus der Bibel vorlas, als ich noch ein Baby war und weinte, worauf ich mich sofort beruhigte.

Nachdem er die Volksschule beendet hatte, schickte ihn sein Vater nicht ins Gymnasium, sondern ließ ihn in seinem Holzgeschäft arbeiten. Daneben allerdings, meist bei Nacht, bereitete sich Leo auf die Matura vor. Das war ein schwieriges Unterfangen. Maturaschulen, wie sie heute bestehen, gab es damals, zumindest in Sereth, nicht. Für einen privaten Lehrer hatte er kein Geld. Unterricht genoß er bloß von Freunden, die das Gymnasium besuchten. Sie hatten das schriftstellerische Talent meines Vaters rasch erkannt, und im Austausch dafür, daß er ihre Aufsätze schrieb, gaben sie ihm Nachhilfe in Mathematik und in den Naturwissenschaften.

Im Alter von 22 Jahren bestand er in Wien die Matura als Externist. Kurz danach brach der Erste Weltkrieg aus. Glücklicherweise war mein Vater so kurzsichtig, daß er bei der Musterung als wehruntauglich eingestuft wurde und nun in der Lage war, sein Studium an der Universität Wien aufzunehmen. Vier Jahre lang hungerte er sich durch das Studium. Von zuhause bekam er kein Geld, und er lebte von der Nachhilfe, die er Mittelschülern erteilte. Selbst in normalen Zeiten hätten diese Einnah-

men nur zu einem kärglichen Lebensunterhalt gereicht. Das Leben wurde für ihn noch härter, als in den letzten Kriegsjahren die Lebensmittel rationiert wurden und Zusätzliches nur sehr teuer am Schwarzmarkt zu kaufen war. Das hielt ihn allerdings nicht davon ab, sich mit vollem Einsatz gleichermaßen ins Studium und in die Politik zu stürzen. Es ist bezeichnend, daß sein Hauptinteresse der jüdischen Geschichte galt. Er studierte Aramäisch und befaßte sich mit altjüdischer Geschichte. Seine Dissertation indes schrieb er über ein Thema aus dem europäischen Mittelalter, die Auswirkungen des schwarzen Todes (der Pest) auf die Lage der Juden in Deutschland.

Vom ersten Tage an lehnte er den Krieg ab und war in Opposition gegen die Führung der sozialdemokratischen Partei, die den Krieg hinnahm. Er wurde Mitglied einer oppositionellen Gruppe – der Freien Vereinigung Sozialischer Studenten –, die immer aktiver gegen den Krieg auftrat. Es ist nicht überraschend, daß die Oktoberrevolution in Rußland und Lenins Appell, den Krieg sofort zu beenden, ohne Annexionen und Reparationen, auf enormen Zuspruch bei ihm und anderen Mitgliedern der Freien Vereinigung Sozialistischer Studenten stieß. Geschlossen traten sie 1919 in die neu gegründete Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) ein.

Als mein Vater 1920 promovierte, stand es um seine Berufsaussichten denkbar schlecht. Die k.u.k. Monarchie war zusammengebrochen, und das kleine Restösterreich befand sich in einer Wirtschaftskrise. Selbst unter bestmöglichen Umständen wäre in dieser Zeit eine akademische Laufbahn nur schwer zu beschreiten gewesen. Für meinen Vater, der als Kommunist abgestempelt war, war dies noch schwerer. Sein Judentum war sicher auch kein begünstigender Umstand. Mein Vater wurde Mitarbeiter der neu gegründeten kommunistischen Zeitung *Die Rote Fahne*, doch die Zeitung hatte kein Geld, ihre Mitarbeiter zu bezahlen. Diese Situation veranlaßte meinen Vater Anfang der 1920er Jahre dazu, eine Einladung seiner Schwester Fanny in die Vereinigten Staaten anzunehmen. Fanny war nach Chicago emigriert, wo sie als Textilarbeiterin tätig war. Ihre Beziehung zu meinem Vater war immer eng gewesen, und aus

ihrem nicht gerade üppigen Gehalt brachte sie das Geld zusammen, um die Überfahrt meines Vaters nach New York zu bezahlen.

Die Entscheidung meines Vaters in die USA zu reisen war ihm nicht leicht gefallen. Einige Monate vor seinem Reiseantritt hatte er meine Mutter Bronia Rein kennengelernt, die die große, wie ich glaube, einzige Liebe in seinem Leben war. Sie war zehn Jahre jünger als er und war während des Krieges mit ihren Eltern aus ihrer Heimatstadt Kolomea nach Wien geflüchtet, nachdem sie in Kolomea, als die Stadt durch russische Truppen besetzt war, ein Pogrom erlebt hatte.

In Wien studierte meine Mutter Klavier am Konservatorium und fand darin auch viel Anerkennung, mußte allerdings dieses Studium abbrechen, als ihre Mutter starb, da sie sich nun um ihren 13 Jahre jüngeren Bruder Ossi kümmern mußte. Mein Vater war von ihrer Schönheit und Intelligenz fasziniert und von der Tatsache, daß sie, wie er, die «bürgerliche Gesellschaft» ablehnte. Diese Ablehnung drückte sich bei meiner Mutter zunächst in anderer Form als bei meinem Vater aus. Sie war nicht Kommunistin, sondern Angehörige einer zionistischen Jugendorganisation, Haschomer Hazair, die den Sozialismus in Gestalt landwirtschaftlicher Kommunen, Kibbutzim, anstrebte. Der Weg vom Marxismus des Haschomer zum Marxismus der KPÖ war in dieser Zeit nicht allzu weit, und es fiel meinem Vater nicht allzu schwer, meine Mutter politisch umzustimmen.

Zunächst schlug er sich in New York wie so viele Einwanderer mit verschiedensten kleineren Arbeiten durch. Unter anderem tat er sich mit einem anderen Serether namens Benzer zusammen. Er erzählte mir häufig davon, wie er zusammen mit Benzer Luftballons und Süßigkeiten am Strand von Coney Island verkaufte. Mein Vater hatte dafür offenbar weder die Begabung noch die Geduld. Mir gestand er, daß er nach zwei Stunden die Luftballons gratis an die begeisterten Kinder verteilte.

Nach nicht ganz zwei Jahren kehrte er 1922 nach Wien zurück, wo er 1924 meine Mutter Bronia Rein heiratete. Dennoch bedeutete der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten einen entscheidenden Wendepunkt im Leben meines Vaters. In New York nahm er Teil an der Gründung einer

linken, der kommunistischen Partei nahestehenden Zeitung in jiddischer Sprache, der *Morning Freiheit*. Die Aufsätze, die er für diese Zeitung schrieb, scheinen die Redaktion so begeistert zu haben, daß sie ihn zu ihrem Europakorrespondenten ernannten. Durch seine Tätigkeit für die *Morning Freiheit* konnte er Verbindungen zu einer Reihe jiddischsprachiger sowjetischer Zeitschriften und Zeitungen knüpfen. Die 1920er Jahre waren in der Sowjetunion noch eine Zeit des Aufblühens jiddischer Kultur. Für viele, vornehmlich arme Juden stellte die Sowjetmacht zunächst eine Befreiung von der antisemitischen Politik und den Einschränkungen der Zarenzeit dar. Noch fühlte sich Stalin nicht stark genug, um den Antisemitismus, der in seinen späteren Jahren zum Durchbruch kam, in die Tat umzusetzen.

Das Leben meiner Eltern in den zwanziger Jahren hatte etwas Böhmehaftes an sich. Mein Vater reiste für seine Reportagen durch ganz Europa, und meine Mutter reiste mit ihm. Sein Lieblingsaufenthalt war Paris. 1927 kehrten sie nach Wien zurück, wo ich geboren wurde, und mein Vater wurde wieder Mitarbeiter des kommunistischen Organs *Die Rote Fahne*. Sehr wohl scheint er sich dort nicht gefühlt zu haben, was angesichts der politischen Verhältnisse verständlich war. Die kleine kommunistische Partei war in Österreich eine Sekte, die sich aufgrund von Stalins Direktiven völlig von der sozialdemokratischen Partei isolierte. In Österreich hatte sich, im Unterschied zu Deutschland, die sozialdemokratische Partei nicht in einen rechten und linken Flügel gespalten. Der linke Flügel der Sozialdemokratie war in der Partei geblieben. Das war kein Zufall. Der Marxismus war in der österreichischen Sozialdemokratie mit den sozialreformerischen Bestrebungen weit inniger verbunden als in der deutschen Schwesterpartei. Das Rote Wien, mit seinen Wohnbauten, seinen sozialen, kulturellen und bildungspolitischen Einrichtungen, war eine in Europa einmalige und in der ganzen Welt bewunderte Erscheinung. Immer wieder erinnerte sich mein Vater, wie traurig ihm beim kommunistischen Maiaufmarsch das Häuflein erschien, das sich nach der großen sozialdemokratischen Kundgebung zusammenfand. Es überrascht deshalb nicht, daß er mit Begeisterung eine Einladung der Kom-

munistischen Partei Deutschlands (KPD) annahm, nach Berlin zu übersiedeln und als Feuilletonredakteur des Parteiorgans *Die Rote Fahne* zu arbeiten. Den für ihren Humor nicht gerade bekannten deutschen Kommunisten war die Begabung meines Vaters für Satire und Ironie aufgefallen.

1930 – ich war damals drei Jahre alt – übersiedelten wir nach Berlin. Der Kampf gegen die Nazis wurde zum Hauptinhalt seines Lebens. Er schrieb beißende Satiren gegen Hitler, die allerdings unter einem Pseudonym (Maus) erschienen, da wir österreichische Staatsbürger waren. Die gewaltigen Maiaufmärsche der KPD, so verschieden von den kleinen Demonstrationen der KPÖ, begeisterten meine Eltern und führten auch bei ihnen zu der irrigen Vorstellung, Hitler werde in Deutschland nie durchkommen. Ein wichtiger Teil im Leben meines Vaters war der Kontakt mit deutschen und deutschsprachigen Linksintellektuellen der Weimarer Zeit. Er freundete sich mit Ernst Bloch, Wieland Herzfelde und anderen an, erneuerte seine Freundschaft mit Egon Erwin Kisch, den er schon in Wien kennengelernt hatte. Die Politik der KPD muß bei meinem Vater gewisse Zweifel geweckt haben. War es richtig, die Sozialdemokratie derart zu bekämpfen, wo die Nazis sich im Vormarsch befanden? In der *Roten Fahne* konnte er diese Zweifel nicht äußern. In der *Morning Freiheit* scheint er es getan zu haben.

Nach dem Reichstagsbrand und dem Verbot der KPD versuchten meine Eltern, den Kampf in Deutschland illegal fortzusetzen. Die KPD war für die Illegalität allerdings weitgehend unvorbereitet und hatte nicht begriffen, was Illegalität wirklich bedeutete. So wurde mein Vater, als wäre nichts geschehen, ausgeschickt, Mitgliedsbeiträge zu kassieren. Eine groteske Episode ereignete sich, als er an der Tür eines KPD-Mitglieds, Müller, läutete. Die Tür öffnete sich, und Müller erschien in SA-Uniform. Mein Vater schreckte zurück, doch Müller sagte ihm: «Keine Sorge, Genosse Katz. Ich schulde euch noch fünfzig Pfennig Mitgliedsbeitrag, und deswegen gelte ich noch bis heute Nacht als Mitglied. Ab morgen muß ich dich verhaften, wenn ich dich sehe.» Als leitender Redakteur der *Roten Fahne* war er besonders gefährdet und schlief schon nicht

mehr zu Hause. Eines Tages kam er zusammen mit einem Freund in die Wohnung, wo sie im Hinterzimmer Flugblätter auf einer Abziehmaschine vervielfältigten. Als sie mitten in der Arbeit waren, klingelte es an der Tür. Mein Vater ging hinaus, öffnete die Tür, und ein Polizist kam herein. Der begann ihn eingehend zu vernehmen. Er fragte, ob mein Vater bei der *Roten Fabne* tätig gewesen sei, was dieser verneinte. Dann legte er ihm eine fast vollständige Liste aller Artikel vor, die er dort unter einem Pseudonym veröffentlicht hatte. Mein Vater leugnete alles. Der Polizist setzte die Befragung fort, und es wurde immer klarer, daß er sehr wohl und sehr genau über die Tätigkeit meines Vaters informiert war. Er verfaßte ein ausführliches Protokoll. Mein Vater war überzeugt, daß nun eine Hausdurchsuchung folgen und der Polizist die Abziehmaschine und die Flugblätter entdecken würde. Das hätte für meinen Vater KZ bedeutet. Statt dessen stand der Polizist auf, zerriß das Protokoll und sagte: «Herr Katz, ich glaube Ihnen kein einziges Wort. Aber ich gehe jetzt. Verlassen Sie Deutschland so schnell wie möglich. Ich weiß nicht, wer nach mir kommt.» War dieser Polizist ein alter Sozialdemokrat oder einfach ein anständiger Mensch, der wußte, was meinen Vater erwartete, wenn er in die Fänge der Nazis geriet? Hätten sich diese Ereignisse einige Monate später abgespielt, wäre vermutlich ein Gestapo-Beamter bei uns erschienen, und der Ausgang wäre ein ganz anderer gewesen. Die Gestapo war allerdings erst im Entstehen begriffen, und die Nazis mußten sich noch auf viele alte Polizeibeamte, die nicht immer mit ihnen einverstanden waren, verlassen.

Mein Vater begriff die Bedeutung dieser unmißverständlichen Warnung und fuhr noch in der gleichen Nacht nach Paris. Die Warnung des Polizisten sollte sich als berechtigt erweisen. Meine Mutter war mit mir in Berlin geblieben, um unseren Haushalt aufzulösen. Etwa ein Monat nach der Abfahrt meines Vaters klingelte es wieder an der Tür, und ich erinnere mich noch, daß vor meinem Kinderbett zwei SA-Männer standen und meine Mutter einvernahmen. Diese zeigte ihnen eine Postkarte meines Vaters aus Paris. Nach kurzer Zeit zogen sie ab. Ich weiß bis heute nicht, ob uns die österreichische Staatsbürgerschaft oder vielmehr der

Umstand, daß meine Mutter bei der sowjetischen Handelsvertretung beschäftigt war, schützte. Aber kurz danach übersiedelten auch wir nach Paris.

Nach Österreich wollte mein Vater in dieser Zeit keineswegs zurückkehren. Das hatte weniger damit zu tun, daß sich der Sieg des Austrofaschismus in Österreich bereits abzeichnete, als damit, daß er in Paris ein Leben führen konnte, das von dem der meisten deutschsprachigen Emigranten sehr verschieden war. Es war ihm in Paris die Chefredaktion der neugegründeten jiddischsprachigen Zeitung der kommunistischen Partei Frankreichs, *Neie Presse*, angeboten worden. In Paris erlebte er voll Begeisterung den gemeinsamen Aufmarsch von Kommunisten und Sozialdemokraten im Februar 1934, der den Putschversuch französischer Faschisten vereitelte. Im Jahre 1936 jedoch veränderte sich das Leben meines Vaters auf eine Weise, von der er nicht im entferntesten geträumt hätte. 1936 begann in Spanien der Bürgerkrieg. Rechtsgerichtete Generale erhoben sich gegen die demokratisch gewählte Volksfrontregierung der Spanischen Republik. Die westlichen Demokratien erklärten, keine der beiden Parteien im Bürgerkrieg zu unterstützen, und verhängten ein Waffenembargo gegen Spanien. Dieses Embargo war Teil eines internationalen Nichteinmischungsabkommens. Weder Hitler noch Mussolini hielten sich an das Abkommen. Beide lieferten nicht nur massenhaft Waffen, sondern entsandten auch reguläre militärische Einheiten, die an der Seite der Franco-Truppen kämpften. Die Kommunistische Internationale unterstützte daraufhin die Bildung von Internationalen Brigaden in Spanien und startete zugleich den Versuch, das Embargo gegen die Spanische Republik durch Waffenschmuggel zu durchbrechen. Einer der Männer, die von der Komintern ausersehen wurden, eine derartige Schmugglertätigkeit auszuüben, war Leo Katz. Mir ist bis heute ein Rätsel, wie sie auf meinen Vater gekommen sind. Er war nie Soldat gewesen und hat nie eine Waffe besessen. Und seine Geschäftstätigkeit hatte sich bisher auf den Verkauf von Luftballons in New York beschränkt. Dennoch entwickelte er ein erstaunliches Talent. Kurze Zeit, nachdem er mit seiner Tätigkeit begonnen hatte, übernahm ihn die spanische Regierung

offiziell als Mitarbeiter Alejandro Oteros, eines Gynäkologen, der gleich nach Ausbruch des Bürgerkrieges sein gesamtes Vermögen der Republik gespendet hatte und als stellvertretender Minister im Heeresministerium für Waffenbeschaffung verantwortlich war.

1999 erschien ein Buch des englischen Historikers Gerald Howson, *Arms for Spain*, in dem der Autor auf Grund von jetzt zugänglichen Akten die gesamte Geschichte des legalen und illegalen Waffenkaufs für die Spanische Republik untersuchte. In einem Bericht des spanischen Gesandten in Prag, Jimenez de Asoa, wurde Leo Katz als «mutig, absolut ehrlich in all seinen Beziehungen mit den Republikanern und sehr intelligent» bezeichnet. Howson schildert ein äußerst kompliziertes Geschäft, bei dem der türkische Heeresminister fünfzig Flugzeuge aus Kanada für die Türkei bestellte, die in Wirklichkeit in Frankreich landeten und von dort nach Spanien geschmuggelt wurden. Offensichtlich war der türkische Heeresminister, der danach auch zurücktrat, bestochen worden. «Der Mann, der diese komplexe Verschwörung geplant hatte, war Leo Katz.»

Mein Vater führte in dieser Zeit ein keineswegs ungefährliches Leben. Agenten der Gestapo folgten ihm auf Schritt und Tritt. Er flog öfter nach Spanien, wobei die Gefahr, von der Luftwaffe Francos, die in der Luft die Übermacht hatte, abgeschossen zu werden, ständig vorhanden war. In Barcelona geriet er eines Tages zufällig in die Hände von Anarchisten, die ihn beinahe als ausländischen Spion erschossen hätten, ehe die republikanischen Behörden im letzten Moment eingriffen. Die vielleicht dramatischste Episode, bei der er um ein Haar dem Tod entging, ereignete sich auf einem Flug von Paris nach Prag. Als das Flugzeug über Deutschland war, entlud sich ein heftiges Gewitter, und der Flughafen München forderte den Piloten auf, sofort zu landen, sonst bestünde die ernstliche Gefahr eines Absturzes. Außer meinem Vater befanden sich im Flugzeug noch zwei Passagiere. Als der Flugkapitän die bevorstehende Landung mitteilte, brach der Sitznachbar meines Vaters in Tränen aus. Er war Jude, war aus Deutschland geflüchtet und fürchtete, nicht noch einmal lebend davonzukommen. Daraufhin gestand mein Vater dem Piloten,

daß auch er eine Landung mit dem Leben bezahlen würde. Nachdem sich Pilot und Kopilot beraten hatten, teilten sie den Passagieren mit, daß sie bereit wären weiterzufliegen, wenn alle drei Passagiere einwilligten. Alles hing nun vom dritten Passagier, einem Holländer, ab. Dieser erklärte nach kurzer Überlegung, daß er in Deutschland nichts zu befürchten habe, aber bereit sei, den Weiterflug anzutreten. Als der Sturm immer stärker wurde, entschlossen sich die Piloten zur Notlandung auf einem Feld. Die Landung gelang, aber nicht einmal den Piloten wußten, in welchem Land man sich befand. Nach einer kurzen Zeit bangen Wartens erfuhren sie von Einwohnern eines nahen Dorfes, daß sie sich auf der tschechischen Seite der deutsch-tschechoslowakischen Grenze befanden.

Seine Tätigkeit für Spanien führte Leo quer durch Europa und in die Vereinigten Staaten. Meine Mutter war ebenfalls unterwegs. Sie arbeitete für die *Rote Hilfe*, zusammen mit vielen anderen Freiwilligen, so der bekannten italienisch-mexikanischen Fotografin Tina Modotti. Als solche fuhr sie, was ebenfalls nicht ungefährlich war, mit falschen Pässen nach Deutschland und in die Balkanländer, um antifaschistische Widerstandskämpfer mit Geld zu versorgen. In dieser Zeit verbrachte ich fast zwei Jahre in einem Kinderheim. Wenn meine Eltern nach Paris zurückkamen, holten sie mich nach Hause. Mein Vater verbrachte viele Stunden mit mir. Er war ein wunderbarer Erzähler und konnte stundenlang Geschichten erzählen: Geschichten aus Sereth, Geschichten von seiner Tätigkeit. Wenn er mich nicht mit Geschichten versorgte, redete er von der Geschichte. Es ist kein Zufall, daß ich Geschichte studierte und Historiker wurde.

Die Umtriebe meines Vaters blieben den französischen Behörden nicht verborgen. Solange die Volksfrontregierung an der Macht war, wurden sie von den Behörden stillschweigend geduldet. Wahrscheinlich setzte die französische Regierung darauf, daß auf diese Weise der enorme Vorteil, den Franco dank der Waffenlieferungen aus Deutschland und Italien genoß, zumindest teilweise wettgemacht werden könne. Als sich 1938 die Niederlage der Spanischen Republik abzeichnete und sich in

Frankreich selbst ein Rechtsruck vollzog, hörte die Duldung der französischen Regierung auf, und mein Vater erhielt einen offiziellen Brief, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß er aus Frankreich ausgewiesen sei. «Cher M. Katz, j'ai l'honneur de vous communiquer que vous êtes expulsé de la France. Veuillez agréer, cher Monsieur, l'expression de mes sentiments les plus distingués.» («Teurer Herr Katz, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß Sie aus Frankreich ausgewiesen sind. Wollen Sie, verehrter Herr, die Ausdrücke meiner vorzüglichen Hochachtung entgegennehmen.») Die Ironie, die sich aus dem Kontrast zwischen der blumigen Sprache und dem vernichtenden Inhalt ergab, konnte niemandem entgehen. Meine Eltern standen nun vor dem gleichen Problem, das Tausende andere deutsche und österreichische Emigranten ohne permanente Aufenthaltsbewilligung in Frankreich hatten. Wohin? Glücklicherweise war mein Vater, seit er zum ersten Mal als Geschäftsmann und Waffenschmuggler in die Vereinigten Staaten gereist war, im Besitz eines mehrere Jahre gültigen Besuchervisums, das auch für meine Mutter galt. Und die Ausweisung meines Vaters aus Frankreich war nicht öffentlich bekannt gegeben worden; derartige Ausweisungen waren damals gang und gäbe. Meine Eltern entschlossen sich, in die Vereinigten Staaten zu fahren. Das Problem war ich. Sie befürchteten, die amerikanischen Behörden würden Verdacht schöpfen, wenn sie ein Visum für mich beantragten: Wenn die ganze Familie kam, könnte es mehr als ein bloßer Besuch sein. Sie entschieden sich, mich, einen elfjährigen Jungen, ins Konsulat mitzunehmen, in der Hoffnung, der Konsul werde keine Bedenken haben, auch mir ein Visum auszustellen. Mir wurde mehrfach eingeschärft, ich sollte erklären, daß ich unbedingt die Vereinigten Staaten, von denen meine Eltern mir so viel erzählt hätten, kennenlernen wolle, aber natürlich ebenso schnell wieder bei meinen Freunden in Paris zu sein wünsche. Obwohl mir damals nicht klar war, was auf dem Spiel stand, erinnere ich mich noch heute an die offensichtliche Nervosität meiner Eltern. Die Vorsprache im Konsulat verlief reibungslos, und kurze Zeit danach führen meine Mutter und ich mit dem Passagierschiff Normandie nach New York. Mein Vater kam erst später nach. Nicht zuletzt deshalb, weil er bei

der amerikanischen Einwanderungsbehörde nicht den Argwohn erregen wollte, daß hier eine ganze Familie in die USA einwandere.

Der Weggang aus Paris bedeutete eine einschneidende Veränderung im Leben meines Vaters, obwohl er seine politischen Ideen und Überzeugungen keineswegs aufgab. Er wirkte zwar am Aufbau einer österreichischen Emigrantenorganisation in den Vereinigten Staaten mit, doch zum ersten Mal scheint er ernstlich eine literarische Tätigkeit erwogen zu haben. Er verwendete den Großteil seiner Zeit in New York dafür. Dort verfaßte er einen ersten Roman, *Brennende Dörfer*, der erst viele Jahre nach seinem Tod in Wien veröffentlicht wurde. Der Roman ist teilweise autobiographisch; es geht in ihm um das tägliche Leben in Leo Katz' Heimatstadt Sereth, den Bauernaufstand von 1907 in Rumänien und die Reaktion der jüdischen Gemeinde auf ihn.

Der Aufenthalt meiner Eltern in New York war in mehrfacher Hinsicht prekär. Beide durften nicht arbeiten und lebten hauptsächlich von Ersparnissen. Die Visa waren abgelaufen. Die US-Behörden schickten sie zwar nicht nach Europa zurück, forderten aber im Jahre 1940 von allen Exilierten genaue Auskunft über ihre Tätigkeit vor der Ankunft in den Vereinigten Staaten. Mein Vater befand sich nun in einem Dilemma: Berichtete er den Behörden von seinem Waffenschmuggel für Spanien, konnte er dafür inhaftiert werden. Verschwieg er diese Tätigkeit, konnte er wegen Meineids angeklagt werden. Um dem zu entgehen, bemühte er sich um ein Visum für ein anderes Land auf dem amerikanischen Kontinent. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihm spanische Freunde, die ihn aufgrund seiner Tätigkeit für die Spanische Republik kannten und in Mexiko Asyl gefunden hatten, behilflich waren. 1940 wurde ihm von der linken Regierung des mexikanischen Präsidenten Lázaro Cárdenas ein Visum ausgestellt; er wurde in Mexiko als Flüchtling anerkannt.

Wir verließen New York auf einem Schiff nach Vera Cruz. Ich glaube, meine Eltern waren ebenso betrübt wie ich, New York verlassen zu müssen. Die Stadt war mir, obwohl ich dort nur zwei Jahre gelebt hatte, praktisch zu einer neuen Heimat geworden. Hier wohnten nicht nur Tausende Emigranten aus Deutschland und Österreich, die Stadt war auch

das Zentrum der US-amerikanischen Linken. In vielen Teilen der Stadt kam man mit Deutsch oder Jiddisch sehr gut durch. Mexiko, wo wir nach fünf Tagen angenehmer Schiffsreise eintrafen, war eine für uns fremde Welt. Keiner von uns sprach Spanisch; trotz seiner Tätigkeit für die Spanische Republik hatte mein Vater nur einige Brocken dieser Sprache aufgeschnappt. Bekannte hatten meine Eltern kaum, und es war ihnen auch nicht klar, wovon sie leben sollten. Das New Yorker Joint Antifascist Refugee Committee war bereit, Flüchtlinge, die für die Spanische Republik gekämpft oder sonst für sie tätig gewesen waren, zu unterstützen. Mein Vater, der noch einige Ersparnisse besaß, weigerte sich, diese Unterstützung anzunehmen. Er lehnte auch ein einzigartiges Angebot seines ehemaligen Chefs Alejandro Otero ab. Otero war vor seiner Zeit als Minister für Munitionsbeschaffung der Spanischen Republik ein weltbekannter Gynäkologe gewesen. Im mexikanischen Exil nahm er seine Praxis wieder auf und wurde in Mexiko-Stadt bald zu einer Art Modearzt. Wohlhabende Mexikanerinnen kamen zu ihm. Von ihnen verlangte er hohe Honorare, dafür behandelte er Emigrantinnen – nicht nur aus Spanien, sondern auch aus anderen Ländern – unentgeltlich. Als mein Vater ihn kurz nach unserer Ankunft in Mexiko aufsuchte, erklärte Otero ihm: «Katz, ich weiß genau, daß du keinen Pfennig von den Millionen mehr hast, die unter deinem Namen auf der Bank lagen. Ich schlage dir vor, mein Vermögen mit dir zu teilen.» Es war ein einmalig großzügiges Angebot, das mein Vater dankend ablehnte. «Ich hing sehr an ihm», schrieb mein Vater einige Jahre später, als wir vom Tod Oteros erfuhren, an einen Freund: «Ich wußte manchmal nicht, wenn ich bei ihm saß, worüber mit ihm reden. Aber er stand mir sehr nahe. Man begegnet im Leben nicht vielen Oteros.»

Mit Ausnahme Oteros und einiger spanischer Flüchtlinge, die mein Vater kannte, trafen wir zunächst kaum auf Bekannte in Mexiko. Das sollte sich allerdings schnell ändern, als Egon Erwin Kisch und André Simone, die ebenfalls in den USA gewesen waren und dort nicht weiter bleiben konnten, in Mexiko eintrafen. Zusammen mit den Schriftstellern Ludwig Renn und Bodo Uhse, die schon zuvor aus Spanien nach Mexiko

gekommen waren, stellten sie sich der Aufgabe, möglichst viele Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich, die sich noch in Frankreich befanden, zu retten. Frankreich hatte kapituliert, und die Vichy-Regierung hatte sich Hitlerdeutschland gegenüber verpflichtet, Flüchtlinge, die aus Deutschland, Österreich und von Deutschland besetzten Ländern stammten, an die Nazis auszuliefern. Sofern diese Flüchtlinge politisch links von der Sozialdemokratie standen, weigerten sich die Vereinigten Staaten und die meisten lateinamerikanischen Länder, ihnen Asyl zu gewähren. Die linksorientierte Regierung Lázaro Cárdenas, die Zehntausenden spanisch-republikanischen Flüchtlingen, die in Frankreich festsaßen, Asyl gewährt hatte, war ihre letzte Hoffnung. Cárdenas Amtszeit endete jedoch Mitte 1940, und der Nachfolger, Avila Camacho, und vor allem dessen Innenminister, Miguel Aleman, waren weit konservativer. Visa, die bereits ausgestellt waren, wurden wieder rückgängig gemacht. Mittels einer Intervention bei Lázaro Cárdenas, der noch immer Einfluß hatte, und beim Gewerkschaftsführer Vincente Lombardo Toledano gelang es, Dutzende Visa für Flüchtlinge aus Frankreich, die meisten davon KPD-Mitglieder, zu erhalten. So kamen die Schriftstellerin Anna Seghers, der KPD-Politiker Paul Merker, die Journalisten Alexander Abusch und Bruno Frei nach Mexiko. Mexiko wurde zu einem Zentrum der deutschsprachigen Emigration in intellektueller, literarischer und politischer Hinsicht.

Mit Hilfe meines Vaters wurde 1942 die Zeitschrift *Freies Deutschland* gegründet, die politisch und literarisch weltweit eine wichtige Rolle für die deutsche Emigration spielte. Nicht nur Mexiko-Emigranten, auch Schriftsteller wie Heinrich Mann und Bertolt Brecht, die sich in den Vereinigten Staaten befanden, arbeiteten mit. Ein *Heinrich Heine Klub* wurde gegründet. Fast jeden Monat fanden Vorträge von Schriftstellern sowie Theater- und Musikaufführungen statt, an denen Künstlerinnen aus Deutschland und Österreich mitwirkten. Dies stieß bei den in Mexiko alteingesessenen Deutschen auf geringes Echo. Die meisten von ihnen waren auf die eine oder andere Art mit den Nazis verbunden. Die jüdischen Emigranten aus Deutschland waren durchwegs an den kulturellen

Veranstaltungen interessiert, doch fühlten sich die meisten von ihnen keineswegs Deutschland zugehörig und unterstützten daher die politischen Zielsetzungen der Bewegung *Freies Deutschland* nicht. Dieser distanzierten Haltung näherte sich auch mein Vater immer mehr an. Je schlimmer die in Mexiko eintreffenden Nachrichten über die Judenvernichtungen wurden, desto reservierter wurde Vater gegenüber Deutschland. Ihn empörte die sture Haltung des Leiters der deutschen KPD-Gruppe, Paul Merker, der unbeindruckt weiter seine Überzeugung ausdrückte, die Mehrheit des deutschen Volkes bestehe aus Nazigegnern. Sehr einleuchtend schilderte ein anderer österreichischer Emigrant in Mexiko, Bruno Frei, die Haltung Merkers. «Hartnäckig wiederholte er die Behauptung, die Mehrheit des deutschen Volkes sei Hitler feindlich gesinnt. Wilhelm Koenen in London war anderer Meinung. Auch in der ganzen Zeit der Niederlagen nach Stalingrad, während der Rückzüge über den Don, die Newa, die Weichsel und die Oder, während all dieser vernichtenden Niederlagen, die die Rote Armee der Hitlerarmee beibrachte, hat diese angeblich vorhandene hitlerfeindliche deutsche Masse sich nicht gerührt. Tatsächlich ist die Mehrheit des Volkes Hitler bis ans Ende gefolgt.»¹

Mein Vater beschuldigte Merker des Deutschnationalismus, und es kam zum Bruch. Darum nahm Leo Katz auch Merkers sehr ehrlich gemeinte Forderung nach Wiedergutmachung für die aus Deutschland vertriebenen Juden nie ernst. 1943 schieden mein Vater und Bruno Frei aus der KPD-Gruppe in Mexiko aus und gründeten eine eigene österreichische Gruppe. «In der österreichischen Parteigruppe», schildert Bruno Frei, «stießen die Meinungen heftig aufeinander. Unter dem wortkargen Vorsitz von Josef Foscht, eines mehr durch gewissenhafte Niederschriften als durch kühne Entscheidungen ausgezeichneten Kameraden, versammelten sich die Versprengten der KPÖ, denen sich nach ihrer Loslösung von der deutschen Gruppe Leo Katz, kauziger Erzähler ostjüdischer Kleinstadtgeschichten, und Bruno Frei zugesellt hatten, in einem kärglich möblierten Wohnzimmer, um über die Zukunft Österreichs zu beraten. Niemand hatte ein Mandat von der Heimat; kaum einer Kon-

takt. Die beiden Neuösterreicher waren überdies seit Jahren dem Lande entfremdet, für das sie sich entschieden hatten.»

Diese Entschiedenheit für Österreich war allerdings nur für Bruno Frei selbst zutreffend. Mit den sich mehrenden Nachrichten über den Holocaust entfremdete sich auch Österreich meinem Vater zusehends. Mehr denn je wendete er sich dem Judentum zu. So wurde er Chefredakteur einer in jiddischer Sprache erscheinenden Zeitung, *Frai Welt*. Eine mexikanische Historikerin spricht von meinem Vater in ihrem Buch über die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Mexiko als einem Mann, «der tiefe Kenntnisse der jüdischen Kultur hatte und Jiddisch verwenden konnte ... Katz ist in vieler Hinsicht symptomatisch für die Stimmung, die in dieser Zeit diese [exilierten kommunistischen und anderen linken] Juden erfüllte: Die jüdischen Fragen wurden ihnen zum Prisma ihres Verständnisses der internationalen Politik. Mehr als irgendein anderer nahm Katz an den inneren Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde Anteil ... Er war der einzige der Juden dieser Gruppe, der, nachdem er Mexiko verlassen hatte, eine unzerstörbare Verbindung mit Israel und dem Judentum empfunden zu haben scheint, die fast stärker wurde als seine frühere kommunistische Tätigkeit.»²

Diese neue und tiefe Zuwendung zum Judentum drückte sich vornehmlich in der Tätigkeit aus, die nun das Leben meines Vaters mehr und mehr beherrschte: der literarischen Tätigkeit. Deren erster Ausdruck war das Buch *Totenjäger*, das im Frühjahr 1944 vom Emigrantenverlag *El Libro Libre* in Mexiko veröffentlicht wurde und in Argentinien auch in spanischer Übersetzung erschien. Eine nicht zuletzt durch Entfernung geprägte, idealisierte Vorstellung der Sowjetmacht war verbunden mit einer durchaus realistischen Vorstellung des Horrors der deutschen Okkupation. Das Buch erregte viel Aufsehen in der Emigrantenwelt. Leo Katz' alter Freund Ernst Bloch schrieb ihm begeistert: «Vor kurzem kam Dein Buch an. Glückwunsch und Respekt. Ich las es in einem Zug, dem einen und einheitlichen Zug gemäß, der durch die Menschen und handlungsreiche Komposition hindurchgeht und sie zusammenhält.»

«Höchst spannend die Handlung. Höchst spannend der Schauplatz. Stark der Stoff des Anfangs und der Mitte. ... Der ansteigende Judenmord. Stark begeisternd und folgenreich der Stoff des Endes.»³

Allerdings brachte das Buch kein Geld ein. Mein Vater lebte von den kargen Beiträgen, die linke Mitglieder der jüdischen Gemeinde der Zeitschrift *Frai Welt* spendeten und dank der Arbeit meiner Mutter, die zunächst als Kassierererin in einem Geschäft arbeitete und später als Sekretärin der in spanischer Sprache erscheinenden Zeitschrift *Tribuna Israelita* beschäftigt war.

Mein Vater überarbeitete das in New York geschriebene Werk *Brennende Dörfer*, versah es mit einem neuen Titel, *Die Saat*, und schickte das Manuskript an den führenden Verlag der Vereinigten Staaten, den Alfred A. Knopf Verlag. Große Hoffnungen, daß dieser Verlag das Werk eines nahezu unbekanntem Autors, der noch dazu in deutscher Sprache schrieb, veröffentlichen würde, hegte er kaum. Um so überraschter war er, als ein Lektor des Verlages, ein Mann namens Joel Ames, ihm schrieb, von dem Buch begeistert zu sein und es übersetzen zu wollen. Auf Grund von Ames' Empfehlung und Angebot erklärte sich Knopf bereit, das Buch zu veröffentlichen. Es erschien 1947 in New York. In literarischer Hinsicht war es ein außerordentlicher Erfolg. Die *New York Times* bezeichnete *Seedtime* (dies war der englische Titel des Romans) «als einen Roman voller Humor und Menschlichkeit, schwankend zwischen Farce und verhaltener Tragödie. Man kann *Seedtime* sehen als eine nostalgische Erinnerung an die späte Zeit der Doppelmonarchie oder als eine universelle Episode in der Geschichte der ewigen «scapegoats» der Welt, der Juden.» (*New York Times*, 20. 1. 1947). Der *New Yorker* sprach von einem Werk voll von einem Humor, der an Gogol erinnere, und die *Saturday Review of Literature* verglich meinen Vater mit Scholem Alejchem. In New York wurde das Buch ins Jiddische übersetzt. In Deutschland und Österreich indes konnte mein Vater keinen Verleger finden. Durch eine Freundin in Wien, Hilde Koplenig, wurde das Buch dem der kommunistischen Partei gehörenden Globus-Verlag angeboten. Der Verlag würdigte meinen Vater nicht einmal einer Antwort. «Sie nennen sich

Globus und haben ein Benehmen wie in einem Krähwinkel», meinte Vater dazu.⁴

In diesen Jahren schrieb Leo Katz auch Zeitungsartikel, doch der Inhalt seines Lebens war die Literatur. Jeden Tag ging er pünktlich um die gleiche Zeit auf dem Paseo de la Reforma, der Prachtstraße von Mexiko-Stadt, spazieren und legte sich das nächste Kapitel eines neuen Buches zurecht. Jahre später schrieb er an einen Freund: «Ich muß dir gestehen, daß ich mich und gar nicht selten an die Einsamkeit zurücksehne, in der ich in Mexiko gelebt habe, nach dem für mich weltentlegenen Paseo und nach den einsamen Spaziergängen dort.»⁵

Mit dem Ende des Krieges stellte sich für die Emigranten die dringende Frage, wohin? Sollten sie in Mexiko bleiben oder nach Deutschland und Österreich zurückkehren? Während die große Mehrheit der jüdischen Flüchtlinge in Mexiko blieb bzw. von dort in die USA weiterwanderte, kehrten die kommunistischen Flüchtlinge in ihrer Mehrheit entweder in die spätere DDR oder nach Österreich zurück. Mein Vater war hier allerdings eine Ausnahme. Angesichts der Verbrechen des Nationalsozialismus war er zutiefst abgeneigt, wieder in Deutschland oder Österreich zu leben. Selbst wenn er das gewollt hätte, wäre es aus gesundheitlichen Gründen vorerst schwer möglich gewesen. Weihnachten 1946 hatte er einen Herzinfarkt erlitten, und die Ärzte untersagten ihm zunächst jegliche Reise. In Mexiko wollte mein Vater aber auch nicht bleiben, denn er fühle sich hier als Schriftsteller entwurzelt. Etliche Jahre später schrieb er an einen Freund: «Wenn Du mich ernst vor die Frage stellen würdest, willst Du nach Mexiko zurückkehren, müßte ich es verneinen ... Denn ich bin vor allem ein Schriftsteller. Bücher kann man nur schreiben, wenn auch die Möglichkeit besteht, sie herauszugeben, und wenn man weiß, daß sie auch von vielen gelesen werden. Die Möglichkeit aber, daß Bücher von mir erscheinen, bestand in Mexiko nicht mehr, und auch nicht, wenn ich weiter in Mexiko wohnen geblieben wäre.»⁶

Aus Wien trafen immer häufiger Briefe von Freunden und alten Genossen ein, die ihn zur Rückkehr nach Österreich aufforderten. Die Partei brauche ihn dringend. Mein Vater wollte nicht. Nach all dem Gesche-

henen wollte er nur mehr in einem jüdischen Staat leben und traf Vorbereitungen, nach Israel zu übersiedeln. Die wahren Gründe für diese Entscheidung wollte er Hilde Koplenig und damit der KPÖ nicht anvertrauen. «Nun, wir beabsichtigen auch nicht so lange hier zu bleiben. Wenn man vollkommen gesund ist und noch über die notwendigen Mittel verfügt, kann man Pläne machen. Ich bin physisch lange nicht der, der ich vor dem Kriege war, als ich Meere durchreisen und Kontinente durchfliegen konnte. Damals spielte das Klima für mich keine Rolle. Heute stehe ich unter dem Diktat der Ärzte. Es kann das eine ein Wunsch sein, aber die Notwendigkeit ist eine andere ... Heute empfehlen die Ärzte Palästina. Das ist nicht so einfach. Geld haben wir keines. Die Reise erfordert viel und dabei steht die Frage, welche Möglichkeiten zum Leben gibt es dort, und welche Zukunft für den Friedl; eine Frage, die nicht die unwichtigste ist.»⁷

Trotz wiederholter Anfragen aus Österreich blieb mein Vater bei seinem Entschluß. Mit Hilfe von Freunden brachte er die nötigen Mittel auf. In der zweiten Hälfte des Jahres 1949 unternahmen wir eine lange Reise, die uns über Genua, Wien und Marseille schließlich nach Israel führte.

Was ihn zweifellos auch nach Israel zog, war die Möglichkeit, mit Angehörigen seiner Familie zusammenzutreffen. Zwei seiner Schwestern, die den Holocaust in Rumänien überlebt hatten, waren nach Palästina ausgewandert und lebten in Jaffa, bei Tel Aviv. Seine Lieblingsschwester Fanny, die ihn in den zwanziger Jahren in die Vereinigten Staaten eingeladen hatte, war nun pensioniert und wollte ihren Lebensabend ebenfalls in Israel verbringen. Auf dem Weg nach Israel erfuhr mein Vater, daß Fanny einige Tage nach ihrer Ankunft in Tel Aviv verstorben war. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich ihn weinen.

Der Aufenthalt in Israel war für ihn in jeder Hinsicht enttäuschend – familiär, gesundheitlich, und politisch. Er merkte sehr bald, daß er mit seinen Schwestern, die er Jahrzehnte lang nicht gesehen hatte, und die ungebrochen die kleinstädtische Mentalität der Serether bewahrten, nichts mehr gemeinsam hatte. Gesundheitlich wirkte sich das feuchte

und heiße Klima Israels nicht gut aus. Er hatte ständig Herzbeschwerden. Vor allem aber ergaben sich sowohl arbeitsmäßig als politisch keine Möglichkeiten für ihn. Für die Zionisten war er nach wie vor Kommunist. Den Kommunisten kam er verdächtig vor. Kommunisten, es sei denn sie hatten keinen anderen Ausweg, sollten nicht nach Israel einwandern.

Nach einigen Monaten entschlossen wir uns doch, das Angebot aus Österreich anzunehmen. Mein Vater wurde freier Mitarbeiter der *sterreichischen Volksstimme*, des Organs der KPÖ, und meine Mutter arbeitete als Sekretärin in der ungarischen Handelsvertretung in Wien. Diese Umstände erlaubten meinem Vater, sich seinen dringendsten Wunsch zu erfüllen: weiterhin schreiben zu können. Die Mitarbeit an der *Volksstimme* erforderte nur geringen Zeitaufwand, und mein Vater widersetzte sich jedem Versuch der KPÖ, ihn in den politischen Apparat der Partei einzubinden. Sein literarisches Schaffen ging nun in zwei Richtungen: Kinderbücher und historische Romane. Die Hinwendung zur Jugendliteratur schien naheliegend. Er war ein wunderbarer Erzähler. An jedem meiner Geburtstage faszinierte er meine zu uns eingeladenen Freunde stundenlang mit seinen Erzählungen. Weshalb er sich nun der Jugendliteratur zuwandte, erklärte er mir nicht. Ich fand die Erklärung erst jetzt, in einem Brief an einen Freund: «Ich glaube, daß es die langen Monate des Liegens im Bett waren, die mich veranlaßt hatten, einen Teil, vielleicht einen entscheidenden, auf Kinderliteratur umzustellen. Ich schreibe diese Sachen leidenschaftlich gerne, wenn man manchmal dabei auch auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten stößt.»⁸

Diese Zeit war intellektuell ergiebig, wenn auch in mancher Hinsicht nicht leicht. «Materiell schlagen wir uns durch», schrieb er an einen Freund. «In Deutschland verdiene ich ja mit meinen Büchern sehr viel Geld. Es gibt nur keine Möglichkeit, es zu transferieren. Sonst wäre ich vielleicht sogar – lache nicht – ein reicher Mann. Wenn ich nach Deutschland komme, habe ich immer wieder die Möglichkeit, mir Luxusdinge zu kaufen, die man sich sonst nicht leisten kann. Etwas kraß ausgedrückt, würde ich folgendes sagen: Meine Bücher bringen mir wohl Kuchen,

aber kein Brot. Da ich Artikel schreibe und Bronia arbeitet, kommen wir aus.»⁹

Die letzten vier Jahre seines Lebens, von seiner Ankunft in Wien 1950 bis zu seinem Tode 1954, waren von erstaunlicher Produktivität. Er schrieb sieben Romane. «Nun ist ja das Buchschreiben nicht nur eine schwere Arbeit, die den Schlaf der Nächte raubt. Das Buchschreiben ist auch eine Leidenschaft und ein Selbstzweck.»¹⁰ Vier dieser Romane, die Kinderbücher *Tamar* und *Die Grenzbuben*, die historischen Romane *Die Welt des Kolumbus* und *Der Schmied von Galiläa*, wurden in der DDR veröffentlicht. Drei Manuskripte – zwei historische und ein Kinderbuch – wurden Opfer der ideologischen Zensur. Meinem Vater wurde nie gesagt, warum die beiden Manuskripte, *Christentum wird Staatsreligion*, das sich vornehmlich mit der Beziehung zwischen Judentum und Christentum in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung befaßte, und *Kirche, Moschee und Synagoge*, das ebenfalls ein eminent jüdisches Thema zum Inhalt hatte, nämlich die Geschichte der Juden in Spanien, von den Verlagen der DDR ohne nähere Begründung abgelehnt wurden. Es hieß nur, daß sie mit der gegebenen Interpretation sowjetischer Historiker nicht übereinstimmten. Ich hege den starken Verdacht, daß der jüdische Inhalt dieser Bücher hier eine entscheidende Rolle gespielt haben mag. Das traf für das dritte Manuskript, ein Jugendbuch über Thomas Münzer und den deutschen Bauernkrieg, nicht zu. Juden kamen darin nicht vor. Aber Thomas Münzer war eine der Säulen der Selbstlegitimation der DDR. Deshalb war jede originelle Darstellung, die auch nur einen Millimeter von der offiziellen Interpretation abwich, verpönt.

Der Geist des Kalten Krieges wirkte dergestalt, daß ein Autor, der seine Werke in der DDR veröffentlichte, in der Bundesrepublik und in Österreich keine Chance hatte. Erst vor wenigen Jahren konnte das erste seiner Bücher, *Brennende Dörfer*, in seiner Heimat Österreich erscheinen.

Mein Vater starb am 9. August 1954 an einem Herzinfarkt. In einem Nachruf schrieb sein Freund, Kollege, Genosse und Mitstreiter Bruno Frei: «Leo Katz gehörte nicht zu jenen, die für sich die Reklametrommel

rühren. Er gehörte zu den Stillen im Lande. Dennoch ist sein Wesen und Wirken jenen unauslöschlich eingepägt, die je mit ihm näher zu tun hatten. Ich war mit Leo Katz bittere sechs Emigrationsjahre in Mexiko in enger Arbeitsgemeinschaft verbunden. ... Dabei war Leo Katz das Gegenteil eines sturen Eiferers, ein warmer, gutherziger, menschlicher Mensch, mit einem überraschend reichen Schatz echten Humors, der aus der Tiefe des jüdischen Volkstums kam, dem Leo Katz entstammte, und dem er sich zugehörig fühlte, auch als guter Österreicher.

Leo Katz hat viele Jahre «nur» als Mitarbeiter von Zeitungen gewirkt. Was seinen Beiträgen Glanz verlieh, war eine eigenartige Hintergründigkeit, die gern zurückgriff auf Uraltes, zum nachdenklichen Vergleich Anregendes. Leo Katz liebte das Historische, nicht so sehr als Stoff, denn als Reizstoff, als Ferment. Ein erzählerisches Talent versteckte sich da, neben der historischen Neugier, deren drängendstes Motiv die Aktualität war. Ein Marxist von Rang, war Leo Katz zutiefst an echten geschichtlichen Analogien interessiert. Er verstand es, seine reichen Funde nicht nur lehrhaft, sondern auch unterhaltsam anzuwenden.

Da kam dann der Erzähler Leo Katz zum Vorschein, in dessen Kunst das Erbe eines Scholem Alejchem unverkennbar war. Sein erster Roman, geschrieben in Mexiko, hieß «Totenjäger»; in ihm lebten Menschen aus Sereth, jenen Grenzleck in der Bukowina, dessen ruhelosem Völkergemisch Leo Katz ein literarisches Denkmal setzte.»

Friedrich Katz

Anmerkungen

- 1 Bruno Frei: Der Papiersäbel. Frankfurt a.M. 1972, S. 247–248.
- 2 Adina Cimet: Ashkenazi Jews in Mexico. Ideologies in the Structuring of a Community. New York 1997, p. 143.
- 3 Ernst Bloch an Leo Katz, 21. April 1944.
- 4 Leo Katz an Hilde Koplenig, 13. September 1948.
- 5 Leo Katz an George Marschak, 6. März 1952.
- 6 Ibid.
- 7 Leo Katz an Hilde Koplenig, 13. September 1948.
- 8 Leo Katz an George Marschak, 4. Februar 1952.
- 9 Leo Katz an George Marschak, 6. März 1952.
- 10 Ibid.